

Weiß der Mensch mehr als die Natur?

Verstehen. Wann fangen wir endlich an, wirklich zu kommunizieren?
Mit Kühen, Boden, Pflanzen und Menschen. Einfach so, aus Dankbarkeit.
Das fragt sich der Landwirt, Lehrer und Buchautor Martin Ott

Protokoll Elisabeth Hussendörfer

Das zärtliche Muhen zwischen Kuh und Kalb, die Geruchsfahne von dampfendem, unverfaultem Mist, das emsige Treiben der Rauchschnalben, die ihre Jungen in den Ställen mit Fliegen füttern, oder der Bulle, der es gerade auf eine bestimmte Kuh abgesehen hat und sie morgens wie abends beharrlich zum Melkstand begleitet – all das bringt in mir und in der Umgebung unseres biologisch-dynamisch geführten Hofes etwas zum Klingen. Auf einem bäuerlichen Fabrikhof dagegen fehlt dieser Klang der lebensbejahenden Musik. Die spürbare nackte Wirtschaftlichkeit, die vorherrschende Maschinenpräsenz und rostende Lieblosigkeit drücken auf meine Stimmung. Oft will ich dann einfach nur weg. So wie die Söhne und Töchter der Bauern – die Landwirtschaft hat ja bekanntlich ein echtes Nachwuchsproblem. Mist rauskarren? Kühe füttern? Da kann ich Besseres, denken sie vielleicht. Für mich ist das Ausdruck einer tiefen Krise. Sind die vom Menschen geschaffenen Räume, in denen unsere Lebensmittel gedeihen, in Resonanz mit der Natur oder nicht? Und wie kann man Nahrung produzieren, wirtschaftlich und gesund zugleich – das ist die Frage, die sich stellt, drängender als je zuvor.

Doch neben der Trauer fühle ich auf besagten Höfen immer auch noch einen Rest Verbundenheit. Eine Bäuerlichkeit, die im Grunde in jedem von uns steckt. Jene tief verwurzelte Verbindung des Menschen mit der Natur, mit den Kreisläufen von Tag und Jahr.

Und hier liegt für mich so was wie der Perspektivpunkt, nach dem sich viele gesellschaftliche und ökologische Probleme, falls sie angegangen würden, richten könnten: Der Mensch muss sich klarmachen, was ihn von allen anderen Lebewesen unterscheidet. Die Fähigkeit, herauszugehen aus der Resonanz mit dem umfassenden Lied des Seins nämlich. Die Fähigkeit, vorübergehend nicht die Melodie als Ganzes zu hören, sondern jeden einzelnen Ton. Menschen können sich für ihre Wahrnehmungen entscheiden, das macht ihre Besonderheit aus. Nein, ich sehe das nicht negativ, dass zum Beispiel die Arbeit, die vor 200 Jahren von 800 Mann getan werden musste, heute ein einzelner Landwirt auf einem Mähdrescher verrichtet. Das ist doch ein wunderbarer Fortschritt, dass pro Mähdrescherfahrer 799 Menschen nicht mehr in der Sorge um ihre Nahrungsexistenz sein müssen. Sie haben

Zeit und Raum bekommen, anderes zu tun, haben Autonomieräume bekommen, eine neue Selbstbestimmung. Ich liebe die Autonomie des Menschen! Aber: Sie muss in Resonanz treten wollen zum Lied, das in und um uns spielt und immer gespielt hat im großen zusammenhängenden Ganzen.

Und das sehen wir wie ein Paradoxon vor uns: dass die Freiheit und Autonomie des Menschen heute so groß ist wie nie. Und er gleichzeitig immer mehr in Zwänge gerät, die ihm die Luft zum Atmen nehmen. Wir bewegen uns so unreflektiert konträr zu dem, was wir eigentlich wollen. Ahnen irgendwo vielleicht sogar, dass da was schief läuft, aber machen trotzdem immer weiter im selben Trott.

Als Landwirt weiß ich, dass das kaum irgendwo besser und realer und sinnerfüllter geht als hier: Räume der Begegnung zwischen Natur und Mensch, zwischen Leben und Denken, zwischen Arbeit und Pausen, zwischen Vergangenheit und Zukunft zu spannen, so die eigene Bewusstseinskraft zu weiten – hin zu einer Geisteshaltung, die sich auswirkt auf unser aller Sein.

Verweben wir uns doch zum Beispiel mit der Kuh. Wir wissen heute aus der Ethologie, dass der Mensch sesshaft wurde, als er die Kuh angebunden hat und umgekehrt. Warum? Weil es ihm erst mit der Kuh möglich war, ein ortsverträgliches, nachhaltiges System der Bewirtschaftung zu organisieren. Nur die Kuh kann am Ort bleiben, fressen und ausscheiden, ohne krank zu werden. Nur die Kuh

hat eine solche Perfektion in ihrer Verdauung entwickelt, die es ihr ermöglicht, über Jahrhunderte auf denselben paar Hektar zu leben, und der Boden wird dank ihres Düngers immer besser, fruchtbarer. Pferde, Schafe, Ziegen müssen immer weiterziehen; an Ort und Stelle gehalten, bekommen sie Parasiten, und schon ist der ganze Bestand in Gefahr. Nicht so bei der Kuh. Kuh- und Pflanzenwachstum und der Standort sind, zusammen betrachtet, ein differenziertes, nachhaltiges Kollektiv, welches dem Menschen erlaubte, einen Zaun zu machen, einen Teil des Bodens für Ackerbau zu benutzen und zusammen mit der Kuh einen Wechsel aus Weide, Klee und Fruchtfolge zu entwickeln. Einen sinnvollen Wechsel!

Inzwischen machen Massentierhaltung, überdüngte Felder und eine Landwirtschaft, die Kühe mit Kraftfutter versorgt, das billig aus fernen Ländern herangekarrt wird, die Kuh immer mehr zur Protagonistin einer verheerenden Entwicklung. Vom über alles verehrten, Leben und Fruchtbarkeit spendenden heiligen Tier bei Indern, Germanen, Kelten und Indianern zum Klimakiller und Ausbeuter armer Länder – es ist ein wahrhaft weiter Weg, den die Kuh da gegangen ist. Daran aber ist nicht sie schuld, sondern der Mensch, der die Kuh in seiner Abkopplung von den natürlichen Prozessen und Kreisläufen auf der Reise in seine vermeintliche Freiheit immer weniger versteht. Wenn er die Tiere enthornt beispielsweise, was in 95 Prozent aller Fälle gleich nach der Geburt geschieht. Damit

„Echte Freunde schauen sich nicht in die Augen, wenn sie reden. Sie sitzen nebeneinander auf einer Bank, blicken in die Welt und teilen sich ihr Erleben mit“

mehr Tiere auf engerem Raum gehalten werden können, weniger Verletzungsgefahr besteht – damit Friede herrscht sozusagen. Neue Forschungen aber zeigen, dass Kühe, denen die Hörner weggenommen worden sind, sich vier- bis achtmal häufiger gegenseitig puffen, um ihre Grenzen zu markieren. Puffen bedeutet für die Kuh Stress. Mit genügend Platz kann eine Kuh ihre Kommunikation viel harmonischer vollziehen! Bei uns auf dem Hof haben wir es erlebt: Nachdem wir einen Freiluftstall mit genügend Platz gebaut hatten, dauerte es etwas, bis die Herde die interne Kommunikation geregelt hatte. Heute brauchen die Kühe, um in Gruppen liegen zu können, die Hälfte des Platzes, den sie früher gebraucht hätten.

Das Kalb kann weiterhin an der Mutter saugen, wird aber ab und an für eine Weile anderswo angebunden, damit der Kuh die Milch, die das Kalb zurückgelassen hat, aus dem Euter gemolken werden kann. Dies machen wir genauso, und es hat auch unter modernen Gesichtspunkten seinen Sinn. In der Humanmedizin ist dieses Wissen längst verbreitet: Durch das Stillen des Babys wird sein Immunsystem laufend von der Mutter über die Milch gesteuert. Der Speichel des Kindes informiert die hoch entwickelten Rezeptoren der mütterlichen Brust über den Gesundheitszustand des säugenden Nachkommen. Man kann nachweisen, dass ein Baby mit einer bestimmten bakteriellen Infektion von der Mutter nach einer gewissen Zeit

„Partnerschaften bilden Mehrwerte. Der Mensch könnte auf diesem Mehrwert tanzen. Er könnte eine neue Kultur bilden, neue Lieder spielen“

Wieso glaubt der Mensch eigentlich immer, alles besser zu wissen als die Natur? Er trennt Mutterkühe von ihren neugeborenen Kälbern und gibt Letzteren mit Milchpulver angerührtes Wasser, wie es auf praktisch allen konventionell geführten Höfen geschieht. Wir haben bei uns die sogenannte muttergestützte Kälberaufzucht eingeführt – eine Methode, die es beispielsweise in Mali in Afrika nie anders gegeben hat. Hier hat sich der Brauch gehalten, dass die Bäuerinnen der Kuh nur den Teil der Milch wegnehmen, den das Kalb nicht braucht.

über die Milch Antikörper erhält, um genau diese Krankheit in den Griff zu bekommen. Bei Kühen und allen Säugetieren ist das genauso. Wenn wir das Kalb nicht mehr saugen lassen, unterbrechen wir diese Kommunikation – und wundern uns dann, wenn die Kälber viel öfter krank werden und Antibiotika brauchen. Und ärgern uns, wenn Antibiotika, weil bei den Kälbern flächenweise über die Welt verteilt eingesetzt, beim Menschen dann nicht mehr wirken, wenn er sie wirklich brauchen würde.

Und so ließen sich beliebig viele weitere Beispiele für Maßnahmen anführen, die in der Landwirtschaft heute Standard, für mich aber mehr als fragwürdig sind. Wieso züchten wir der Kuh 50-Liter-Euter und damit eine Fressgier an, der nur Kraftfutter gerecht wird – und nicht einfach Kühe, die ihre Milchmenge an der Verdauung von Gras und Klee sinnvoll limitieren? Die Kühe wären widerstandsfähiger, die Milch selbst und ihre Produktion wäre innerhalb des „Qualitätssicherungssystem Natur“ aus sich selbst heraus gesund. Und was ist mit dem Getreide? Um mehr Ertrag zu haben, lässt man ihm nicht seine naturgemäße Höhe, sondern spritzt oder züchtet es besonders niedrig. Die größere Höhe von Getreide versorgt die körnertragenden Ähren mit Licht und Wind und schützt sie vor Bodenpilzen. Die runtergezüchteten und kurzgespritzten Getreidefelder brauchen bis kurz vor der Ernte verschiedene Giftcocktails gegen diese Pilze. Warum tun wir das? Statt zu sehen, welche Leistung das Getreide von Natur aus erbringt? Statt zum Beispiel anzuerkennen, welche unglaubliche Ingenieurleistung das ist, die die Pflanze da vollbringt und die man bei einem zwei Meter hohen Roggenhalm vergleichen könnte mit dem Eiffelturm, der auf einem 5-Franken-Stück steht.

Wir denken unsere Gedanken nicht zu Ende, das ist das Problem. Hätten gern alles technisch, wollen Schalter drücken, damit es funktioniert. So geht das Leben aber nicht. Das Leben ist ein Zwiegespräch. In diesem Zusammenhang ist die Mensch-Tier-Kommunikation für mich so etwas wie ein neuer Kontinent, der sich auftut. Vor etwa 20 Jahren fingen Menschen an, mit Pferden zu sprechen. Nicht so wie meine Tochter, die ihrer Lieblingsstute einst Grimms Märchen vorgelesen hat, weil sie sie so lieb hatte. Ich spreche von Schlüsselreizen, über die ich mit dem Lied interagieren kann, das im Pferd oder in der Kuh spielt. Und von neuen Zwischenräumen, die ich so erschaffe.

Wenn ich zum Beispiel meine Hände erhebe und mich der Kuh von vorne nähere, versteht sie das als Herausforderung und Bedrohung und weicht zur Seite. Nähere ich mich demselben Tier von der Seite in einer anderen Haltung, bin ich ein Freund. Echte Freunde schauen einander nicht in die Augen, wenn sie reden, sie sitzen nebeneinander auf einer Bank, schauen in die Welt und teilen ihr Erleben einander mit. Genauso machen es Kühe, wenn sie befreundet sind. Sie legen sich so hin, dass ihre Köpfe beieinander sind, sagen: Ich bin hier, du bist da. Nicht: Du hast zu sein, wo ich bin.

Raum entstehen lassen – das ist die Voraussetzung jeder Kommunikation. Ich kann nicht da sein, wo du bist, denn dann müsste ich ja durch dich hindurch. Wenn wir das erkennen, passiert es. Wir bauen Spannung auf, und lassen wir dann bewusst los, dann kommt das Tier freiwillig zu uns. Nicht indem ich ihm die Sporen gebe, es mir unterordne, nein, ich möchte eine Partnerschaft beginnen lassen. Partnerschaften bilden Mehrwerte. Eins und eins ist dann mehr als zwei.

Erinnern wir uns, dass wir dank der Kuh Zäune errichten konnten, sagen konnten: Hier ist es gut, da bleibe ich. Er könnte auf diesem Mehrwert tanzen, der Mensch, er könnte eine neue Kultur bilden, neue Lieder spielen. Das tiefe Interesse am Tier ist die Bringschuld eines jeden, der in der Landwirtschaft arbeitet. Wir gehen dann nicht nur besser mit Tieren um, sondern auch mit uns selbst und der Welt. Und darum sollten wir endlich anfangen, wirklich zu kommunizieren. Mit Kühen, Boden, Pflanzen und Menschen, einfach so, aus Dankbarkeit.



Martin Ott (60) ist Lehrer, Sozialpädagoge, Musiker, Buchautor und Landwirt. Er ist Mitgründer des 140 Hektar großen Demeter-Gutes Rheinau in der Schweiz. Bücher: „Kühe verstehen. Eine neue Partnerschaft beginnt“ (Faro Verlag). „Jenseits der Blattränder“ (Lenos Verlag). Im Herbst erscheint ein neues Buch zum Thema Bienen (Faro Verlag).